

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: [14]

Artikel: Der Zug nach der Stadt [Schluss]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573934>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Zug nach der Stadt.

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ger riß den Arm aus ihren Händen, winkte ihr zurückzubleiben und ging weiter auf sein einstiges Heimwesen zu, das behäbig, mit ausgebessertem, rotgesprengeltem Dache vor ihm in der Junesonne lag. Eine Last drückte auf Eglis Schultern, er ging gebückt, alt und hinfällig seines Weges.

Die Brudersfrau war auf dem Hof und segte die Milchstanden, und als er nach den andern fragte, sagte sie, die seien auf dem Steinemätteli in den Kirschen. Er ging dorthin, über den Grund, der ihm gehört hatte, und plötzlich würgten ihn die Thränen, daß er mit den Fingern in den Hemdkragen fuhr, um nicht zu ersticken. Das Gras blühte, und wo das Weglein anstieg, glitt der Bauer aus, denn die Grasnarbe war feucht und er trug städtisches Schuhwerk. Nun stand er auf der Höhe, auf dem Mättli. Es war schon abgemäht und das Berggestein trat hie und da nackt zu Tage. Vom Kirschbaum herab begrüßte ihn der Bruder, und sein halbwüchsiger Mädchens las die Kirschen auf, die ihm entglitten und mit schwarzen Augen aus dem kurzen Gras lachten.

„He, das wär' keine Arbeit mehr für dich!“ rief der Bauer. Zum Pflug und hob sich höher in das Geäst hinauf. Vom nächsten Baum jauchzte der Sohn des Bauern, während er wie ein Vogel in den Zweigen saß und den Korb füllte, den er am Gurt befestigt vor dem Leibe trug. Und da saßte Egli das Verlangen, auch noch einmal hinaufzusteigen und die Bäume, die ihm so manches Jahr Frucht gespendet hatten, abzuerten. Er warf den Rock ab, legte die Uhr in den Hut und ging zu dem hochstämmigen, vielästigen Baume hinüber, auf dem der Knabe saß. Unsicher trat er auf die Leitersprossen, aber höher und höher hob ihn jeder Tritt über die Erde. Er stand oben, zwischen den breit sich gabelnden Ästen, hielt sich fest und sah unter sich das Dorf; zur Rechten senkte sich der Höhenzug ins schwar-

bewaldete Sihlthal. Weit schweifte der Blick über das Hügelland und den blanken Zugersee, über den der Rigi aufstieg. Ein Gewölk, zart wie Spinnweb, flog um die Helmzacken des Pilatus. Und als er sich umwandte, erblickte er den Zürchersee mit den dörferbekränzten Ufern, und am Ausgänge des blauen Gewässers, goldig überstrahlt, üppig gelagert ins Grün, die Stadt. Lastend stieg er höher, hielt sich am schwanken Zweige, von dem die dunklen Früchte strohend herniederhingen, und vergaß, warum er heraufgeklettert war, hörte nicht, was ihm die andern zuriessen, sondern starre hinüber zu dem Häusermeer, aus dem er vergebens das eigene Dach zu erkennen suchte. Nur das Polytechnikum vermochte er deutlich zu erkennen. Stolz trat es auf den Vorsprung des Zürcherberges hinaus, in einen eigentümlichen violetten Schimmer getaucht. Und das Bild verschwamm vor seinen Augen; er wandte sich schroff und schaute auf das Dorf hernieder, das seinen Blicken preisgegeben lag. Dort war sein altes Heim. Jeden Ziegel auf dem Dache konnte er zählen, und weiter abwärts stand die Kirche, klein, mit schmalen, schießschartenähnlichen Fenstern. Den Friedhof konnte er nicht sehen, ein niedriges Haus verdeckte ihm den Ausblick. Und er stieg höher, noch höher. Vom andern Baume schrie der Bruder eine Warnung herüber, und der

Knabe, der über ihm hing, fuhr wie ein Eichhörnchen am Stamme hernieder, um den Ast nicht zu gefährden. Jetzt sah er die kleinen Kreuze und auch das Pfarrhaus, und dort, dort ging zwischen den Beeten mit gesenktem Haupt und müde herabhängenden Armen sein Kind.

Da würgte ihn wieder der Krampf in der Kehle und das Blut brauste ihm in den Ohren. Er ließ den Ast los und griff sich in das Hemd, aber da knackte es um ihn her; wild warf er die Arme auseinander,

Das Glück.

Wann kommt das Glück gegangen,
Von dem wir oft geträumt?
Es läßt uns hoffen, bangen
Und säumt, und säumt.

Man scherzt, es läge droben
Im tiefen Wartensee,
Mit Zauber eingewoben
Von schlummer Fee.

Wenn Frühlingswehn die Auen
Von Frost und Qual befreit,
Darf es herniederschauen
Für kleine Zeit.

Mit seinem Blick, dem hellen
Küßt es die Blumen wach,
Macht leis' den Rasen schwellen
An Strom und Bach.

Und würd' ihm nahe blinken
Ein Menschenauge klar,
Dann müßt' der Zauber sinken
Für immerdar.

Dann ständ' die Welt ihm offen,
Es käm' mit Gaben schwer
Und brächte, was wir hoffen
Und brächte mehr.

Was fand ich heut' am Walde?
Ein Blümlein rot und weiß.
Nun kommt das Glück wohl balde,
Wer weiß — wer weiß? —

A. Huggenberger.

sah, fühlte, wie er auf den elastischen Zweig niederfiel, und dann schnellte es ihn in die Luft hinaus. Dumpf schlug der schwere Leib auf den Boden auf, mit dem Haupt ins weiche Gras, mit dem Rücken auf den Felsenkern, der wie ein Höcker aus dem Grund ragte. Reife Kirschen lagen um ihn her. Der Bruder sprang zu ihm hin. Der Knabe flog ins Dorf. Egli lag wie ein Totter. Endlich kam Hülse, und als sie ihn, auf eine ausgehängte Thüre gelegt, hinuntertrugen, eilte ihnen Regine entgegen, die das Unglück im Pfarrhofe erreicht hatte. In der Stube, wo er einst zu oberst am Tische gesessen hatte, legten sie ihn auf eine Matratze und Regine hielt sein wachsfarbenes Haupt. Der Pfarrer leistete die erste Hülse, während das Telephon den Arzt vom See heraufrief. Und vom See trug der Telegraph die Kunde nach Zürich. Lange wähnte es, bis Egli die Augen auffschlug, und als er das thränenvolle Antlitz seiner Tochter über sich gebeugt sah, ging ein fahler Glanz über seine eingefunkenen Züge.

Der Arzt that ihm wehe bei der Untersuchung, deckte ihn sanft wieder zu, und als er ins Nebenzimmer trat, wo das verstaubte Spinett stand, zuckte er die Achseln. Noch ein paar Stunden, nicht mehr. Und er lag, zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwankend, bis es Abend wurde. Regine wischte ihm den Schweiß von der kahlen Stirne; er hielt ihre Hand und heftete zuweilen die Augen ängstlich auf die Thüre.

Es war nicht mehr weit von Sonnenuntergang, als sie kamen. Der Draht hatte nach zwei Seiten gesprochen, und der Major war's, der die kleine Frau an das Lager des Mannes führte. Hertha aber fing Reginen in den Armen auf, die jetzt für einen Augenblick zusammenbrach. Das Auge des Sterbenden wanderte von einem zum andern. Sie waren alle da, nur der Baumeister fehlte, und den vermisste er nicht.

Die Mutter lag neben ihm auf den Knieen; auf ihrem Gesichte war alles Leben, jeder Willenszug erloschen. Eine große Leere war in ihren Gedanken, und als könne sie es noch immer nicht fassen, blickte

sie starr und thränentrocken auf den zerfallenen Leib des Mannes, der nur noch mit den Augen lebte. Er versuchte zu sprechen. Es war ein tonloses Stammeln, und da regte sich die Mutter. Nur sie war imstande, ihn zu verstehen und das zerriss ihr das Herz, das wies ihr deutlicher als alles andere, daß sie ihm am nächsten gewesen war. Und sie schluchzte: „Ja, Vater, ja, ich hab's schon gefühlt. Sie soll glücklich werden.“

Regina tastete nach Bernhards Hand, und er hielt sie um den Leib gefaßt, während sie die zitternden Lippen auf die rauhe, feuchte Hand des Sterbenden preßte.

„Stadt — die Stadt — du hast sie nicht begehr — und just dir hat sie's Glück gebracht,“ lallte er.

Da brach auch Agnes weinend bei ihm nieder. Er leuchte, der Tod saß in der zerbrochenen Brust, und sie rissen die Fenster auf. Das Abendrot lag auf dem See, und in Feuer und Gold schwamm märchenhaft die ferne Stadt.

Noch einmal schlug er die Augen auf, erstaunt, wie es schien, betrachtete die Balkendecke, die Wände, die Gesichter, bis sein Blick auf dem schmerzgefurchten Antlitz des Majors haften blieb. Noch ein Atemzug, ein jähes Verfallen seiner Züge, er war tot.

Die Frauen weinten leise, der Pfarrer hub das Vaterunser an und sprach zum Schlusse: „Aus seiner ersten Heimat ist der liebe Entschlafene in die ewige abgerufen worden. Wir wollen ihm das Zeugnis geben, daß er ein treuer und guter Mensch gewesen ist und sein Andenken gesegnet halten.“

Als sie noch so in der Stille des Gebetes standen, begann am See das Abendgeläute, und bald schlug auch das Glöcklein des Bergdorfes an. Als es wieder schwieg, tönte als schwacher melodischer Widerhall das Geläute der Glocken aus der Stadt über den See herüber. Da knüpfte der Pfarrer noch einige Worte an, und als er schloß: „Wer aber im Leben bleibt, der halte es wert,“ da fügten sich Bernhards und Reginens Hände eng in einander, und der Major trat herzu und verhüllte das Angesicht des Toten, der gegürtet und beschuht, einen Bauerntod gestorben war.

Die vierte Säkularfeier der Schlacht bei Dornach.

Bon Robert Jäkel, Basel.

Sie jugent über d'Heid hinab,
Der Schwaben was ein großer Hab
Sie hant sich nit wohl ghalten;
D'Gldgnosseñ fühlugen tapfer drin
Hant ihner d'Köpf zerpalten.
(Dornecker Lied.)

Schaurig muß die herrliche Birsebene in der Nacht des Magdalenenfestes am 22. Juli 1499 ausgesehen haben. Das weite, blutgedünkte Schlachtfeld war mit Haufen von Leichen übersät. Dazwischen lagen die todmüden Sieger, wo sie eben gestanden hatten, von der entsetzlichen Blutarbeit ausruhend, in tiefem Schlafe. Bei einem schlecht genährten, flackernden Feuerlein aber verfaßten noch mitten in der Nacht

die „Hauptlüt, Benner und Näh von Bern vor Dorneck im Feld“ ihren Siegesbericht an ihre Obrigkeit.

Vierhundert Jahre sind seit jenem denkwürdigen Tag verflossen, an welchem unsere Ahnen sich die thafächliche Unabhängigkeit vom Reiche mit ihrem Herzblute erstritten. Unvergessen aber lebt ihre That im Herzen der spätesten Geschlechter fort, und jedesmal, wenn es sich wieder jährt, daß der Tag der Schlacht von Dornach glorreichen Andedenkens herannahrt, rüsten sich die jetzigen Eidgenossen zu einer bescheidenen Feier, als Ausdruck des unauslöschlichen Dankes gegenüber ihren Vätern.

Dass die vierte Säkularfeier größere Proportionen annehmen werde als die jeweiligen sonstigen Feiern, ließ sich